

»Nicht lassen können und lassen müssen«

Eine Rede zur Sendung der Kirche und zum Umgang mit notwendigen Abschieden

1. Einleitung

Der Titel dieses Beitrags war Vorgabe, sozusagen ein geschenkter Gaul, dem ich - weiß ich's nicht lassen kann - aufs Maul schaue! Gefragt ist eine **Unterscheidung**. »Nicht lassen können« steht für das Unverzichtbare, »lassen müssen« für das Verzichtbare. Gefragt ist zudem eine **Entscheidung**: Es gilt weniger Wichtiges aufzugeben, um Wichtigerem den Vorzug zu geben. Und weil das einen Verlust mit Liebgewordenem mit sich bringen kann, ist ein guter **Umgang** mit dem Rückzug gefragt. Auch Trauerarbeit! Es steckt also allerhand im Titel. Mein Gaul trägt eine schwere Last! Aber gibt es überhaupt so viel zu fragen?

Uns allen ist es schon lange bewusst: Wir können nicht mehr alles leisten, **was** wir wollen, weil wir es uns nicht mehr leisten können, **alles** zu wollen. Uns allen ist doch schon seit Jahren klar: Das ruft nach einer **Priorisierung** und fragt nach **Kriterien**, die uns bei der Entscheidung leiten. Und niemand bestreitet, dass es wichtig ist, den Abschied von der alten Kirche so zu gestalten, dass sich Perspektiven für eine erneuerte Kirche eröffnen. Ich vermute, wir könnten uns auch schnell auf Kurzformeln einigen, was wichtig ist: »Predigt und Sakrament«, »Beten und das Gerechte tun«, »Kirche für andere«, »Missionale Ekklesiologie«.... Etwas kniffliger verhält es sich mit dem Aussortieren der Dinge, die wir lassen müssen. Aber auch da hätte ich ein paar Vorschläge, die vermutlich Zustimmung fänden. Der Öffentlichkeits-, Bedeutungs- und Prestigeverlust der schrumpfenden Kirche - das Zurück - müssen wir in Gottes Namen ertragen. So weit so klar. Aber vieles ist ganz und gar nicht klar und verlangt nach Klärung. Zum Beispiel, **wie** wir den Rückgang der Kirche mit der Sendung der Kirche verbinden können. **Was** wir in Gottes Namen nicht lassen können und **wie** wir um Himmels willen Altes loslassen müssen - das bildet einen Zusammenhang, der uns sehr viele Fragen beschert.

2. Die Gemeinde auf dem Berg

Vor einigen Jahren amtierte ich als Stellvertreter in einer Bündner Kirchgemeinde. Die Gemeinde, in der ich meinen Dienst versah, besteht aus vier verschiedenen Dörfern. Auf dem ganzen »Berg« hat es insgesamt vier Kirchen. Der Pfarrer leitete damals abwechselungsweise zwei Gottesdienste an einem Sonntag auf dem inneren Berg und am anderen Sonntag auf dem äußeren Berg. So kam einmal im Monat jedes Dorf in den Genuss einer Feier. Als Cast hatte ich mich zu fügen, aber lügen wollte ich nicht. Als man mich fragte, was ich von diesem Arrangement halte, hielt ich mit meiner Meinung nicht hinter dem Berg. Wäre es denn nicht viel gescheiter, fragte ich, wenn man das gottesdienstliche Leben auf die Gemeinde mit der größten Kirche, der schönsten Orgel und der funktionierenden Heizung beschränkte? Man könnte doch die wenigen Leute, die sich jeden Monat zu einer Minigemeinde scharen, mit einem Bus einsammeln. Man hörte mir höflich zu. Aber ich sah in den Gesichtern der Bergler, dass sie den Unterländer für ein wenig beschränkt hielten. Eine treue Kirchgängerin klärte mich dann auf: »Man geht doch nicht vom äußeren auf den inneren Berg in die Kirche.« Eher kommt ein Kamel durchs Nadelöhr....

Ich wunderte mich damals und dachte, ich hätte es mit alpiner Sturheit zu tun. Inzwischen weiß ich, dass das nicht stimmt. Ein holländischer Freund erzählte mir eine ganz ähnliche Geschichte von Friesland. Und dort ist es topfeben. Andere sagen, die Treue zur eigenen Kirche habe mit einem ländlichen Befinden zu tun und sei eine Alterserscheinung. So alt bin ich nicht und ich wohne in einer {kleinen} Großstadt. Aber beim Gedanken, ich müsste sonntags im Nachbarquartier Gottesdienst feiern, stellt sich auch bei mir eine gewisse Unlust ein.

Tatsächlich ist es erwiesen, dass Verbundenheits- und Zugehörigkeitsgefühle wichtige Faktoren des Gemeindelebens sind. Man merkt es dort, wo man Gemeinden fusioniert hat und danach keine gemeinsame Kultur entstanden ist. Dass die Leute vom »hinteren Berg« keine Anstalten machen, auf den »vorderen Berg« zu kommen, ist zwar kein Naturgesetz, aber in diesem Licht betrachtet nachvollziehbar. Gemeindechristen sind Gewohnheitstiere. Lässt man sie besser in ihrem Gehege? Oder alles beim Alten? Das wäre keine nachhaltige Strategie. Denn dann überließe man die Gemeinde den Alten. Und die werden naturgemäß immer weniger. Man könnte die Gemeinden vergrößern, die Pfarrer mehr rotieren lassen und das Angebot ausdünnen. Doch die Betreuung von immer mehr verstreuten Kleingemeinden durch immer weniger Personal ist strukturell keine Lösung. Kurz zusammengefasst: Man muss über Alternativen nachdenken.

Eine sehr attraktives Gemeindemodell lernte ich an einer Tagung in Norddeutschland kennen - das ist zufälligerweise Flachland. Aber die Menschen, die ihre Gemeinde vorstellten, beeindruckten mich tief. Die ältere Dame, die von ihrem Gemeindeleben erzählte, fing mit einem bemerkenswerten Bekenntnis an: »Wir sind hundert Leute und durchschnittlich siebzig Jahre alt.« Das hörte sich nicht nach einer Erfolgsmeldung an. Tatsächlich aber treffen sich diese hundert

Leute regelmäßig zum Gottesdienst, besuchen sich gegenseitig und pflegen auch sonst ein reges Gemeindeleben.

Wir sind großzügig und lassen ein Mitglied entweichen. Was ist das Geheimnis der 99? Sie können's nicht lassen! Die Kirche ist ihnen lieb und teuer. Ihre Gemeinde ist *das* Kleinod in der strukturschwachen und überalterten Randregion, die abgesehen von der Kirche nicht mehr viel an gemeinschaftlichem Leben zu bieten hat. Tatsächlich sehen wir in peripheren Gegenden in Nord- und Ostdeutschland, aber auch im Süden Hollands oder in den schottischen Highlands da und dort ein Comeback der Gemeinde. Das kommt allerdings nie von allein! Es braucht in der Regel einen «Sauerteig» aus Menschen, die eine größere Menge durchsäuern. Oder mit einem anderen biblischen Gleichnis ausgedrückt: Der beherzte Anfang für ein Comeback ist das soziale Startkapital von zwei oder drei, die sich treu versammeln und nicht einigeln, Menschen, die ihre Talente nicht vergraben, sondern großzügig für eine wachsende Schar verschwenden. 99 Gemeindeglieder, die sich 100% für ihre Gemeinde einsetzen - das hört sich eher nach einem wunderbaren Luftballon an. Mit Wundern rechnet man besser nicht, wenn es um Zahlen geht. Und doch: Jede Glaubensgemeinschaft, und sei sie noch so klein, hat das Potenzial zu wachsen.

3. Nicht-Können zulassen

Was heißt »nicht lassen können«? Meine zwei Storys, die steile und die flache, haben ein Gefälle, die zwei Interpretationen erlaubt: Die erste: »Wir können unsere Kirche nicht loslassen, weil wir es so gewohnt sind.« Die zweite: »Wir können von unserer Gemeinde nicht lassen, weil sie uns so viel bedeutet.« Natürlich legt sich bei diesem Vergleich nahe, über die Bergler zu schimpfen. Sie kommen flach heraus. Doch das wäre ein Kurzschluss. Wir müssen uns über die Kräfte unterhalten, die Kirche zusammenhalten und, wenn es sein muss, Berge versetzen.

Was ist es, das uns nicht loslässt und was ist es, das wir nicht loslassen können? Reden wir von der eisernen Ration? Dem Schiffszwieback, den wir im Bunker im Haus Gottes bekommen? Geht es um die letzte Priorität, die wir auf der Liste namens Kirche streichen? Um Proprium und Adiaphora, um Kern und Schale? Um das *summum bonum* und andere Güter? Reden wir über die *notae ecclesiae*? Über das Bekenntnis? Den Kemauftrag?

Jeder Begriff führt auf eine andere *Spur*, weil je ein Aspekt des *kirchlichen* Handelns, sei es Aktion oder Kontemplation, berührt wird - und doch leiten diese Spuren auf einen *Lichtpunkt* zurück, auf einen Ursprung des Glaubens, von dem her alles anfängt und ein Ziel, in das hinein alles mündet, eine Bewegung von Gott her zu Gott hin, zur Quelle des Lebens. Es ist dieses durch und durch dynamische *Zurück* zum Sender, die der Sendung der Kirche ihre Kraft verleiht. Und jeder Mensch, der diese *Gotteskraft* erfährt, wird weiterfahren wollen. Ob er

auf dem inneren Berg wohnt oder in der äußersten Prärie. Darum nehme ich die Spur auf, die sich auf diesen Punkt konzentriert, weil sie uns zum Licht führt, das uns über unsere Situation aufklärt.

Und ich frage noch einmal: Ist Gott wirklich im *Bunker* der Kirche, in dem wir bis zum bitteren Ende kämpfen? Ist die Rede von Gott das Letzte, das wir lassen können und nicht vielmehr das Erste, was wir tun sollen? Und wenn ich Gott sage, meine ich nicht ein Prinzip oder eine abstrakte Formel, mit der wir spekulative Purzelbäume üben.... Ich rede vom Lebendigen selbst, dem Schöpfer des Himmels und der Erde, dem Gott, »der alle meine Schuld vergibt und alle meine Gebrechen heilt, meinen Leib erlöst vom Verderben und mich krönt mit Gnade und Erbarmen« (Ps 103,1-3). Von *ihm* zeugen wir, wenn wir über die Hoffnung, die in uns ist, Rechenschaft geben. Also ist »das«, was wir nicht lassen können, in Wahrheit das »Du«, das uns nicht mehr loslässt. Also ist alles, was wir zum Haus sagen, in dem wir bleiben wollen, umsonst, wenn wir nicht auf den Herrn zu reden kommen würden, der dieses Haus gebaut hat und mit uns weiter bauen will.

4. Kritischer Einwand

Kritische Geister mögen einwenden: Macht es einen Unterschied, ob es das Erste ist, was wir tun sollen oder das Letzte, was wir nicht lassen dürfen? Und können wir von Gott reden, wenn Gott das Letzte ist, was Menschen interessiert? Ja, wir müssen! Denn wir wissen, wenn Gott nicht spricht, können wir es geradeso gut sein lassen. Und ich weiß, dass Sie wissen, wem ich jetzt aufs Maul schaue.

Wir sollen als Theologen von Gott reden. Wir sind aber Menschen und können als solche nicht von Gott reden. Wir sollen Beides, unser Sollen und unser Nicht-Können, wissen und eben damit Gott die Ehre geben. Das ist unsre Bedrängnis. Alles Andre ist daneben Kinderspiel.'

Am 3. Oktober 1922, vor hundert Jahren, legte Karl Barth in einem Vortrag vor einer Pfarrerschaft auf der Elgersburg diese Formel aus. Deutschland war nach dem Krieg - ökonomisch stranguliert durch Reparationszahlungen und in den Geburtswehen der Weimarer Republik - in einer schlechten Verfassung, die Kirche moralisch am Boden, das politische Selbstbewusstsein in Trümmern. Damals fragte man wie heute: Was können wir nicht lassen? Barth geht darauf ein. Allerdings in Form einer Abfuhr:

' Karl Barth, »Das Wort Gottes als Aufgabe der Theologie«, in: ders., *Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge*, München 1924, S. 156-178, 158.

Fast wage ich es nicht und wage es nun doch zu hoffen, daß Niemand nachher komme und mich frage: Ja, was sollen wir denn nun tun? [...] Ich habe Ihnen keine Vorschläge zu unterbreiten, weder über die Reform des Pfarramts noch über die Reform des theologischen Wissenschaftsbetriebes. Es handelt sich nicht darum. Es scheint mir, daß wir nicht darüber reden sollten, was zu tun ist, wenn unsre Situation die ist, sondern darüber, ob wir anerkennen wollen, daß unsre Situation die ist, die hier gezeichnet wurde.

Schon drei Jahre davor, 1919 in Tarnbach, kommt Barth zum selben Schluss:

Unser Thema hat es an sich, dass jetzt wohl uns allen heimlich die Frage auf den Lippen liegt: Was sollen wir denn nun tun? [...] Wir können ja doch nur eines tun, nicht vieles. Und das eine tun gerade nicht wir. Denn was kann der Christ in der Gesellschaft anderes tun, als dem Tun Gottes aufmerksam zu folgen?'

Für Barth war »das Eine«, das wir nicht lassen können, der Punkt, von dem her sich alles andere ergibt. »Wir sollen von Gott reden.« Das Problem, das sich bei dieser Lösung notwendig einstellt, ist die Pointe seiner Theologie der Krise: Das wichtigste und einzige, was wir wirklich tun sollen, können wir nicht. Wir müssen es geschehen lassen. Die Pointe der dialektischen Theologie wäre missverstanden, wenn man darin einen Schlusspunkt sähe. In **ih**r ist eine progressive Dynamik am Werk, für die nicht nur Hegels Geist verantwortlich ist. Der mag durch die Zeit purzeln, wie er will, materialistisch oder idealistisch, die Dynamik der theologischen Dialektik, ist eine Konsequenz aus Gottes Wort. Weil es Gottes und nicht unser Wort ist, können wir aber nicht darüber verfügen und weil Gott ein Wort gesprochen hat und nicht als Braus über den Wassern schwebt, sind diejenigen, die es hören und glauben, zur Nachfolge und zum Zeugnis gerufen. Zwischen Reden-Sollen und Nicht-Reden-Können ist ein Zwischenraum der Ermöglichung: ein Sich-Rufen-Lassen und Sich-Verwandeln-Lassen kommt in den Blick, ein Glauben kommt zur Sprache, der mehr als gefühlig ist, keine Religion, die sich im Saus und Braus des Heiligen aufgipfelt, sondern der Gehorsam des Glaubens, der dynamisch ist, weil Gott mit dem Einsatz seines Lebens dafür bürgt.

In dem, was Barth vor hundert Jahren mit großem Pathos vorgetragen hat, ist das Hin und Her zwischen Ja und Nein bedeutungsvoll. Es will die Dialektik, also den Umschlag von unserem Wollen in ein Ja zu Gottes Willen, als Umkehr theologisch begründen. Weil wir von Gottes Offenbarung nur immer als einer Offenbarung in der Verhüllung reden, sind wir auf eine theologische Existenz verwiesen, die zurück zu Gott sucht - in der Gewissheit, dass er sich finden lässt. Das ist kein Standpunkt und keine Meinung. Es ist eine lebendige Mitte, aus der und in der wir in die Gänge kommen.

² Karl Barth, »Der Christ in der Gesellschaft«, abgedruckt in: ders., *Das Wort Gottes und die Theologie. Gesammelte Vorträge*, München 1924, S. 3-69. 69.

Der echte Dialektiker weiß, daß diese Mitte unfaßlich und unanschaulich ist, er wird sich also möglichst selten zu direkten Mitteilungen darüber hinreißen lassen, wissend, daß alle direkten Mitteilungen darüber, ob sie nun positiv oder negativ seien, nicht Mitteilungen darüber, sondern eben immer entweder Dogmatik oder Kritik sind. Auf diesem schmalen Felsengrat kann man nur gehen, nicht stehen, sonst fällt man herunter, entweder zur Rechten oder zur Linken, aber sicher herunter.'

5. Vom Anfang der Freude

Ist es vermessen, wenn ich behaupte, dass wir kein bisschen klüger sind als die Schar, die sich 1922 in der Elgersburg versammelte? Damit will ich nicht behaupten, dass mit Karl Barth das Ende der Theologie gekommen ist. Bemerkenswert und immer noch bedenkenswert finde ich aber, dass seine progressive Dialektik zunächst den Fortschritt verweigert - zumindest den Fortschritt, den wir uns von einem praxisorientierten Theologisieren erhoffen. Barths Theologie bewegt sich mit der gespannten Gelassenheit eines Gratgängers nicht vorwärts, sondern rückwärts zum Ursprung.

Wer mit Barths progressiver Dialektik etwas anfangen kann, gilt in meiner Zunft nicht gerade als fortschrittlich. Von Gott reden ist ziemlich das Letzte, was Praktische Theologen in der Regel tun. Leider Gottes! Natürlich läuft man beim Tanz mit den Aporien Gefahr, im tautologischen Zirkel zu drehen, bis einem schwindlig wird. Dann stolpert man, fällt auf die Nase, den Hintern oder das Maul. Reduziert man die Formel auf die Pointe ihrer *paradoxen Wahrheit*, verpasst man ihre *doxologische Weisheit*. Wir sollen Gott die Ehre geben! Das leitet auf den Weg, der auf ein Ziel verweist, das mehr als notwendig ist, kein Zweck und kein Mittel, sondern etwas, das uns Freude macht. Das führt in weites Land, in unermessliche Höhen und Tiefen und unbeschreibliche Schönheit. Wir wollen Gott. Denn ehren, wirklich und wahrhaftig verehren und anbeten, können wir nur, was wir lieben. Also dreht sich alles um den Punkt, dass wir von Gott reden können, weil wir *zu ihm reden wollen* und er *zu uns reden will*. Also ist von Anfang an eine höchstgespannte Gelassenheit im Spiel, die nicht der Lässigkeit von Überlegenen oder der Nachlässigkeit von Überforderten entspringt. Es ist auch nicht die Gelassenheit der unterwürfigen Befehlsempfänger, die wissen, dass letzten Endes der Chef für sein Unternehmen verantwortlich ist. Nein! Es ist - in Analogie zur lebendigen Mitte zwischen Kritik und Dogmatik - die Gelassenheit, die der *Freude* entspringt, die aus Gott sprudelt, seiner Freude an uns, an der wir als seine Mitarbeiter Anteil haben, weil wir uns an ihm freuen und uns auf seine *Treue* und *Freundschaft* verlassen. Darum ist die Unterscheidung von Dingen, die wir »tun können«, »tun dürfen« und »tun sollen« zwar nötig, aber sie ist auf dem Felsengrat, den Karl Barth in der ersten Phase seines theologischen Schaffens

³ Barth, *Das Wort Gottes*, Anm. 1, 172f.

als »**unmögliche Möglichkeit**« bezeichnete, zweitrangig. Später, in der Entfaltung seiner Versöhnungslehre, betont Barth stärker die **reale Möglichkeit**. Denn auf dem Boden des Glaubens, den Christus. gelegt hat, machen wir die reale Erfahrung, dass für Gott alle Dinge möglich sind und aus unserer Bedrängnis seine Verheißung wird. Unbarthianisch kurz gefasst: Wenn *Gott* die Pointe ist, kommen **wir** zum entscheidenden Punkt, bei dem es sich lohnt, über die Sendung der Kirche und den Umgang mit den notwendigen Abschieden nachzudenken.

6. Vorbehalt

Nun nehmen wir den echten Dialektiker beim Wort und halten uns nicht bei diesem Standpunkt auf. Gehen wir weiter. Denn 2022 ist nicht 1922. Wenn man **unsere** gegenwärtige Krise auf eine Dialektik reduzieren würde, die immer dieselbe wäre, hätte man die immer selbe Bedrängnis zum chronischen Leiden erklärt, auf die dann die immer selben Therapien zur Anwendung kommen müssten. Aber unsere Situation ist eine andere als nach dem Ersten Weltkrieg, anders als die Situation nach der Französischen Revolution, anders als die Situation in der Aufklärung, anders als die Situation im Dreißigjährigen Krieg und anders als die Situation in den ersten Jahren der Reformation. Also entsteht aus der Anerkennung unserer Lage, eine andere Wahrnehmung unserer Sendung und ein anderer Umgang mit den Abschieden, die wir bewältigen müssen.

Die Frage steht im Raum: Haben wir unsere Situation verstanden? Und sind wir schon bereit, sie anzuerkennen? Gemessen an den Publikationen, die sich mit Gegenwartsanalysen herumschlagen, verfügen wir diesbezüglich über eine eindruckliche Expertise. Wir wissen, wie es um uns steht und können erklären, was nicht mehr geht. Wir sind uns zwar nicht einig, welche Schlüsse wir daraus ziehen sollen, aber immerhin herrscht ein Konsens, dass wir uns in einem Übergang befinden. Was einmal Volkskirche war, ein großer Haufen, schrumpft stetig und wird zum Häufchen einer Minderheitskirche. Es hat sich herumgesprochen, dass der Übergang nicht den Untergang bedeutet, sondern als Eingang zu einer neuen Gestalt kirchlicher Präsenz in der Diaspora begriffen werden kann. Was uns zu schaffen macht, ist der geordnete Rückzug, die undankbare Aufgabe der Kirchenleitung, die Stellen streichen und die knapper werdenden Ressourcen neu verteilen muss. Es sind die mühseligen Verteilkämpfe, die schwelenden Konflikte und die Aufgaben, die wir nicht mehr stemmen können, die uns Kraft kosten. Es wäre lieblos und töricht, diese Belastung kleinzureden und als Akademiker aus der bequemen Warte einer geschützten Werkstatt (oder vom Felsengrat her) Ratschläge zu verteilen, wie man es besser machen könnte.

Karl Barth und seine Weggenossen hätten vor hundert Jahren keine Resonanz gefunden, wenn sie aus einer solchen Haltung heraus ihre Kritik geäußert hätten. Ihr Insistieren auf ein tieferes Verständnis der Krise, in der das Christentum steckt, entsprang nicht akademischer Arroganz - einmal abgesehen davon,

dass die prägenden und tragenden Figuren der dialektischen Theologie keine Professoren waren, sondern Pfarrer, die das leidenschaftliche Theologisieren nicht lassen konnten.

7. Was ansteht und was weiterführt

Wenn ich Theologisieren und nicht Theologie sage, will ich ein Missverständnis vermeiden. Theologisieren meint den existenziellen Vollzug der Theologie, einen Habitus, den wir nicht für eine Profession oder für Professionelle reservieren dürfen, wenn uns die Kirche lieb ist. Die schwierige Frage, wie wir vom Übergang zum Eingang einer neuen Gestalt der Kirche finden, können wir nicht allein mit organisationalen Maßnahmen bewerkstelligen, aber verlangt gleichwohl nach einer kybernetischen Antwort. Es ist das Verdienst von Ernst Lange, dass er die Aufgabe der Verkündigung in großer Klarheit als *Bildungsauftrag der Gemeinde* postuliert hat. Sein visionärer Ansatz hat eine enorme Rezeption erfahren, die Ladenkirche, ein Prototyp einer Fresh Expression of Church ist bis heute bekannt. Zu denken gibt langes Beispiel aber auch, weil die Reformen von damals stecken geblieben sind. Vielleicht war Ernst Lange mit seiner Vision der Diasporakirche und dem Ideal von Christsein im Alltag einfach 60 Jahre zu früh dran? Vielleicht scheiterten die Kirchenreformen der 1960er Jahre an der Bürokratie und an der Lethargie einer Institution, die damals für den Übergang noch nicht reif war. Sind wir heute reifer?

Ich fürchte, wir stehen noch ganz am Anfang. Es fällt uns schwer, die mobilen Querschläger der neuen Gemeinden in das institutionelle Gerüst der Volkskirche einzubauen. Wie Erprobungsräume so zu gestalten sind, dass sie Bewegung erlauben, aber dennoch eine gewisse Stabilität erhalten, ist eine kybernetische Knacknuss. Es ist darum müßig, sich der Illusion hinzugeben, es sei mit einem kräftigen Ruf *ad Jontes* getan. Zurück zum Ursprung heißt immer auch zurück zum Zeugnis der Schrift. Und wir sehen, wenn wir die biblischen Geschichten betrachten, ein ständiges Ringen um Fassung und Form. Ich bin dennoch davon überzeugt, dass die *Kunst der Unterscheidung*, die uns darin einweist, was wir lassen können und nicht lassen dürfen, die *Kunst der Leitung* inspirieren kann. Ebenso klar scheint mir, dass die Kunst der Leitung eine *Kunst des Sich-Leiten-Lassens* einschließt und dies wiederum die Entscheidung nach sich zieht, wie dieses Geleitet-Werden in verlässlichen Strukturen, wiederkehrenden Riten und Praktiken des Glaubens eingeübt werden kann. Kürzer: Denken, Leiten und Beten gehören zusammen. Und enthusiastischer: Ohne göttliche Energie geht gar nichts. So steht es schon in der Bibel. Und es ist nicht der Gesetzeslehrer, der an den Ohren zieht, sondern der Evangelist, der das Herz berührt, der so reden lässt Man soll aus der Aufreihung der Künste der Theologie, der Leitung und der Spiritualität nur die rechte kybernetische Lehre ziehen und

das meint, den Punkt zu erwischen, von dem her der Kraftkreislauf der Sammlung und Sendung der Gemeinde in *Gang* kommt.

Ich meine, hier stellt sich auch die Frage des rechten *Umgangs*. Solange wir nicht hören, wer uns bei unserem Namen ruft, wissen wir nicht, wer wir sind. Solange wir keinen Umgang mit Gott haben und solange wir nicht wissen, *wer* wir sind, können wir nicht wissen, *was* wir wollen. Und solange wir nicht wissen, *was* wir wollen, können wir nicht sagen, *wie* es weitergehen soll mit uns. Dieses »Wir« zu bestimmen, ich sage Lieber, es in Gottes Namen wieder neu zu finden, lässt mich noch einmal auf Barths Bild der Gratwanderung zurückkommen.

Könnte es sein, dass jeder Versuch, das Sein der Kirche zu behaupten, auf dieselbe Mitte verwiesen ist, auf die Barth auch den Theologen verweist, der von Gott reden soll und es nicht kann? Was wäre dann zur Rechten und was wäre zur Linken? Ich mache einen Vorschlag. Zur Rechten wäre die Kirche, die uns sagt, wer wir sind und zur Linken wäre die Kirche, die uns sagt, wer wir nicht sind. Zur Rechten wäre dann - und Sie hören die kleine Spitze - die kirchliche Dogmatik und zur Rechten die kirchliche Kritik.

Wenn es sich so verhält und sich die Metapher auch für das *Kollektiv* eignet, wäre die *Gemeinde*, die das Wort Gottes hörte, auf dieselbe Mitte verwiesen, wie die Diener, die das Wort Gottes ausrichten. *Sie* würde dann dieselbe Not spüren, aber auch dieselbe Verheißung bekommen, die im Gang und nicht im Stand erfahren wird. Dann wäre die Gemeinde - und das ist, meine ich, *unsere* Situation - in ganz neuer Weise herausgefordert, bekennende Kirche zu werden und sich als *Subjekt* zu fragen, was sie soll, was sie nicht kann, beides zu wissen und Gott die Ehre zu geben.

8. Lassen können

Auf diesem schmalen Felsengrat kann man nur gehen, nicht stehen, sonst fällt man herunter, entweder zur Rechten oder zur Linken, aber sicher herunter.'

Wir haben es zu lange der Soziologie überlassen, dass sie für uns die Situation bestimmt. Einige von uns haben sich daran gewöhnt, dass die Religion im scharfen Licht der soziologischen Aufklärung eine himmeltraurige Gestalt abgibt, andere trauern der guten alten Zeit nach, als die Kirche noch im Dorf war - und übersehen, dass es tatsächlich ein kurzes Zeitfenster im 20. Jahrhundert war, in dem die Kirche in Neubausiedlungen noch einmal kräftig expandierte. Es sind die dreißig goldenen Jahre nach dem Krieg, die bei den Franzosen die »trente glorieuses« genannt werden, ein Hoch, das seit den 1970er Jahren einem Gefühl des Niedergangs gewichen ist. Frankreich fällt mir ein, weil das Phänomens des

•Barth, *Das Wort Gottes*, Anm. 1, 173.

»Nachtrauerns nach der französischen Größe« seit Napoleons Niederlage augenscheinliche Parallelen mit dem Phantomschmerz der Volkskirchennostalgiker aufweist.

Wir sind also im Übergang begriffen. Aber wohin? Sicher nicht in die kleinbürgerliche Gemütlichkeit der Nachkriegskirche. Zu vielfältig, zu säkular, zu fremd ist die Welt, in die hinein die Kirche gesendet wird. Das sagt uns die Soziologie und wir bedanken uns bei ihr. Wenn wir aber das Problem nur so allgemein erfassen, kommen wir zu Lösungsstrategien, die zwar irgendwie richtig, aber wenig hilfreich sind. Ich meine auch so hehre Grundsätze, wie beispielsweise »Mixed Economy«, ein Generalschlüssel für missionale Kirchenentwicklung, den ich durchaus für nützlich halte. Das Problem an solchen »Meta-Konzepten« ist immer die Umsetzung. Man kommt ja nicht mit einem strategischen Vorsatz von der alten zur neuen Kirche. Der Übergang geht nur in Schritten.

Vielleicht im Pilgergang? Das wäre ein Schritt rückwärts, zwei Schritte vorwärts. Denn um vorwärtszukommen, muss man auch Abstriche machen. Und jetzt erzählen Sie das den Leuten auf dem äußeren und dem inneren Berg und Sie landen mit den schönen Grundsätzen im Jammertal.

9. Titiragi

Es sei denn, die Leute, die sich zur Gemeinde zählen, sind schon in diesem Tal, wissen es und wollen Gott trotzdem die Ehre geben. Ich wechsele den Ort und gehe ans Ende der Welt - genauer in die St. Francis-Gemeinde in Titiragi. Der anglikanischen Gemeinde wurde von der diözesanen Leitung mitgeteilt, dass der Ofen aus ist. »Es hat zu wenig Geld, um Euch weiter zu unterstützen. Ihr habt vier Optionen: Ihr könnt die Kirche verkaufen und die Gemeinde auflösen, Ihr könnt fusionieren mit der Nachbargemeinde oder einen neuen Dienst gründen, der Euch neue Mitglieder bringt. Oder Ihr könnt euch selbst versorgen.«

Es gibt tatsächlich ein Konzept der anglikanischen Kirche, das auf diese vierte Option setzt, auf der Dynamik einer gemeindlichen Selbstversorgungskultur aufbaut und »Local Shared Ministry« genannt wird.⁵ Der Grundpfeiler des am Ort geteilten Pfarramts ist das Engagement von Laien, die sich für ihren Dienst ausbilden und zurüsten lassen. Die Pfarrpersonen und andere Dienste kommen als »Enabler«, was auf Deutsch »Ermöglichen« heißt, ins Spiel. Laien, die pfarramtliche Aufgaben übernehmen, bekommen ihr Rüstzeug von Theologinnen und Theologen, die ihrerseits gelernt haben, Menschen zu befähigen, wie sie ihre Talente entdecken und einen Dienst übernehmen können - sei es in der Diako-

⁵ Zu Local Shared Ministry in Neuseeland: <https://www.presbyterian.org.nz/for-parishes/local-shared-ministry-handbook> (07.09.2022), zu Titiragi: <https://www.titirangi.anglican.org.nz/local-shared-ministry/> (07.09.2022).

nie, in der Seelsorge, im Gottesdienst oder in der Freizeitarbeit mit Kindern und Jugendlichen oder Senioren.

Das Modell hat sich in Großstädten, aber auch in ländlichen Randregionen bewährt, in Gemeinden, denen das Geld und das Personal fehlt, um das traditionelle Modell der professionellen Rundumversorgung zu finanzieren. Es gäbe in England oder Neuseeland ganze Landstriche, die sich in kirchliche Wüsten verwandelt hätten, wären nicht die Laien eingesprungen. In anglikanischen Kirchen, aber auch in einigen unserer Landeskirchen ist man dazu übergegangen, Prädikanten oder sogenannte Laienpriester zu ordinieren. Wäre ein solches Modell auch in anderen volkscirchlichen Verhältnissen denkbar? Ja, aber es würde bedeuten, einige Selbstverständlichkeiten zu hinterfragen, die sich in den Köpfen und Herzen der Menschen (nicht nur) auf dem hinteren und vorderen Berg eingenistet haben. Und selbstverständlich wäre mit einigen Widerständen zu rechnen, wenn man für die geistliche Selbstversorgung auch noch Steuern zahlen muss. Insofern kann man auch dieses »Modell« nicht *tel quel* in unsere Kirchen übernehmen. Aber das gilt für alle Modelle.

Umso wichtiger ist es, das schon Mögliche anzupacken. Ich rede von Orten, wo es noch 99 Menschen gibt, die sich nicht in ein paar Kleingruppen verzetteln, in Privatstuben verfrachten oder als Einzelchristen Trübsal blasen wollen. Vielleicht hilft uns die pure Not, diese 99 zu finden? In den nächsten Jahren ist mit einem eklatanten Nachwuchsmangel zu rechnen. Es können gar nicht alle Stellen besetzt werden. Also müssen auch die Laien einen gewissen Anteil der Gemeindefahrt übernehmen. **Also müssen wir sie machen lassen.** Eine unmögliche Möglichkeit für einige. Wäre es so gefährlich?

Ich kenne einige pensionierte Pfarrerrinnen, die sich hervorragend als »Enabler« eignen würden. Es kann nicht jeder predigen. Aber einen Gottesdienst zu feiern, in dem einer liest und eine andere betet, ist weiß Gott keine Hexerei. Natürlich kann auf die Dauer die (zu) kleine Gottesdienstgemeinde etwas Beklemmendes entwickeln. Darum lieber häufig als selten und lieber regelmäßig - z.B. immer am ersten Sonntag im Monat - ein einziger großer, festlicher und fröhlicher Gottesdienst für die Region. Um eine solche Gemeindefahrt auf dem inneren Berg möglich zu machen, muss man die Leute hinter dem Berg aus ihrer Zerstreung einsammeln. Ein gut organisierter Fahrdienst ist mindestens so wichtig wie die Liederauswahl und bei der Werbung darf nicht gespart werden. Vor allem muss man beharrlich sein. Auf neuen Wegen zu gehen ist sowohl im Hügelland als auch in der Stadt Glaubenssache. Am Ende gefällt es den Christen hinter dem Berg dann doch besser bei den Christen im inneren Berg als im Jammertal.

10. Top-down und Bottom-up

Local Shared Ministry ist höchst voraussetzungsreich. Das gilt auch für »Church Planting« oder »Fresh Expressions« oder »sozialraumorientierte Pastoral« oder »regiolokale Kirchenentwicklung«. Was wo wie funktioniert, ist von verschiedenen Faktoren des Gelingens abhängig und eine Frage der kybernetischen Weisheit, die demütig und mutig zugleich das Potenzial der vorhandenen Gaben auslotet, um möglichst passgenau ein ortsgerechtes Konzept zu entwickeln. Vorpommern ist nicht Berlin und Zürich nicht Titiragi. Eingedenk der kontextuellen Differenzen sehen wir uns dennoch mit familienähnlichen Herausforderungen konfrontiert. Am neuseeländischen Fallbeispiel konkretisiert: Die Menschen in Titiragi haben von ihrer Diözese eine Gelegenheit bekommen, sich selbst als Akteure einzubringen. Sie wurden in diesem Schritt zur Selbständigkeit ermutigt, begleitet und ausgerüstet. Ohne Hilfe von oben und Unterstützung von der Seite wäre das Engagement von unten in St. Francis vermutlich verpufft. Wenn ich mich nicht täusche, finden sich in der kybernetischen Literatur, in empirischen Studien und Fallstudien genug Belege, die diese These stützen.

Wenn wir davon ausgehen, dass unterschiedliche Typen von kirchlichen Entwicklungskonzepten nebeneinander koexistieren und diese Vielfalt auch erwünscht ist, lässt sich daraus eine Konsequenz ableiten: Die Unterscheidung zwischen der Dienstgemeinschaft, die eine Gemeinde auszeichnet, und den »vielen« Dienstleistungen, die zum volkslürchlichen *service publique* zählen, aber nicht mehr überall angeboten werden können, ist im Übergang der Volkskirche mit Vorteil ein Top-down-bottom-up-Gespräch. Dieses Gespräch ist die eigentliche Knacknuss. Im doppelten Sinne des Wortes. Man muss mit den Menschen, die sich zur Kerngemeinde zählen, reden. Daran führt kein Weg vorbei, wenn es darum geht, neue Wege der Entstehung im Bestehenden zu finden. Nichts gegen andere Vorgehensweisen. Sie haben ihre Berechtigung. Aber ich kann's nicht lassen, denn ich bin zutiefst davon überzeugt, dass wir das Potenzial unserer Quartier-, Agglomerations- und Dorfparochien noch nicht ausgeschöpft haben.

Ich nehme noch einmal den Faden auf, den ich in Barths progressiver Dialektik gefunden habe. Sein theologischer Ruf richtete sich an Theologen, an Menschen, die eine Gemeinde leiten und sich ihrer Verantwortung vor Gott bewusst werden. Das ist die Stärke und die Schwäche jeder Theologentheologie. Sie ist orientierungsstark, weil sie eine Richtung vorgibt und diejenigen, die im säkularen Schleudertrauma an Schwindel leiden, wieder in den Senkel ihrer Berufung stellt. Das Bild des Gratgangs kombiniert eine vertikale und eine progressive Logik - das göttliche Top-down der Offenbarung fordert das Bottom-up des Zeugen, der in Gestalt und Gestus der Figur des Propheten gleicht. Barth zählt in der Rede auf der Elgersburg eine Reihe von Zeugen auf, die allesamt ins prophetische Schema passen: Er sieht Jeremfa, Paulus, Luther, Kierkegaard und - wenn auch nur implizit - sich selbst in dieser Schar.

Es wäre gewiss zu einfach, den genannten Zeugen den Vorwurf zu machen, sie sähen die Gemeinde nicht und gefielen sich in der Rolle der einsamen Rufer.

Dennoch: Auf dem Felsengrat ist es eng. Wo ist die Gemeinde? Hat sie Platz? Natürlich stößt jedes Bild an seine Grenzen. Spätestens dann, wenn wir es allegorisch weiten, stürzt es ab. Ist das Bild zu steil? Ist seine Rahmung zu eng? Spätestens dann, wenn wir von der Vertikale in die Horizontale gehen, sind wir gefragt.

Genau: Wir! Wir können es nicht fassen! Aber lassen wir, sofern wir diejenigen sind, die leiten, das Wir der Gemeinde wachsen? Bei aller Begeisterung für die Wort-Gottes-Theologie ist ihre eklatante Gemeinschaftsschwäche nicht zu übersehen. Die Kritik ist nicht neu. Ich ziehe es vor, darüber nachzudenken, wie ihre Erneuerungs- und Orientierungskraft ausgeweitet und die Fixierung auf die theologische Existenz der einsamen Gratgänger überwunden werden kann.⁶

11. Fazit

Eigentlich hätten wir an vielen Orten 99 Menschen, die etwas zur Gemeinde beisteuern könnten und wollten. Würde man sie nur fragen und böte man ihnen die Gelegenheit dazu. Aber diese Gelegenheit der Entstehung und das Geschenk der Auferstehung aus der Selbstlähmung der Gemeinde braucht Initiative und beherrzte Initiantinnen. Würden diejenigen, die lassen können, sie machen lassen, würden sie sich wundern, was alles in Gang kommen könnte. Eine Schlüsselfrage - oder vielleicht ist es angemessener zu sagen - ein *Schlüsselproblem* ist das Personal. Denn wir fragen reflexartig: Wo ist die Pfarrerin, die das kann? Was macht sie, um die Gemeinde wieder in Schwung zu bringen?

So fragen wir zuerst, weil wir volksgemeinlich so getrimmt sind. Es könnte sich lohnen, die Fixierung auf die pastorale Versorgung aufzugeben und alternative Modelle zu prüfen, die von Anfang an - vom Ursprung her - bei der gemeindlichen Selbstsorge ansetzen. Manfred Josuttis sagte einst: Der Pfarrer ist anders. Wie wäre es mit *die Gemeinde ist anders*? Das biblische Stichwort dazu liefert Paulus. Der Apostel rät seinen Gemeinden: »Ein jeder trage die Last des Anderen.« (Gai 5,25). Wenn das »Sauerteig-Modell« das Potenzial des Wachstums vor Augen stellt, verstärkt das Modell der gegenseitigen Fürsorge eine Kultur der Verbindung.

Die Kirche im Übergang muss einen Umgang mit dem Rückgang finden, der aus dem Vorgang Gottes seine Kraft bezieht. Es gibt kein Nullachtfünfzehn-Lösungen für die Probleme, denen wir uns dabei stellen müssen. Wir machen uns besser nichts vor: Die erzwungenen Strukturreformen können schmerzhaft sein, aber auch Handlungsspielräume für Neues und Gewagtes eröffnen. Das ist ein hoffnungsvoller »Vorbehalt«, solange wir uns an die Vorgabe der göttlichen

⁶ Siehe dazu auch: Matthias Zeindler, »Vom Sollen und Nicht-Können im Pfarrberuf Kommunikation des Evangeliums als »Unmögliche Möglichkeit«, in: Thomas Schaufelberger/Juliane Hartmann, *Perspektiven des Pfarramts*, Zürich 2016, 75-88, 84.

Ursprungskraft halten. Wenn Geisterunterscheidung, Begeisterung und Weisheit zusammenkommen, wird keine gespenstische Leere in unseren Kirchen herrschen.

»Fast wage ich es nicht und wage es nun doch zu hoffen, daß Niemand nachher komme und mich frage: Ja, was sollen wir denn nun tun?« Denn was wo funktioniert, steht in keinem Buch geschrieben. Minigemeinden können maximale Ausstrahlung entfalten, manchmal kann aber auch die Auflösung einer Kirchgemeinde eine Erlösung sein. Und dann und wann geschehen Wunder! Die Leute vom äußeren Berg kommen mit den Leuten vom inneren Berg zusammen. Sie wagen den Ur-Sprung und halten sich an den Satz: Glaube kann selbst Bergler versetzen.